

Der Journalist und die Wahrheit –
ein Versuch in sieben Thesen

Nichts als die Wahrheit

Wenn uns die Leute nicht mehr glauben,
was wir schreiben, dann haben wir
ein Problem. Das größte Problem über-
haupt, das Journalisten haben können:
ein Glaubwürdigkeitsproblem.

Ein Journalist schreibt eigentlich
nicht von sich selbst. Erst recht
nicht am Anfang eines Textes.

Ich fahre 2008 für eine Reportage nach
Bolivien, zu den Bergleuten von Potosí.
Fast 5.000 Meter über dem Meer schuf-
ten sie in ihren dunklen Stollen, zuge-
dröhnt mit Schnaps und Koka, mit ras-
selnder Lunge und staubblinden Augen.
Sprengen, bohren, kratzen immer neue
Gänge in den „Reichen Berg“, den „Cer-
ro Rico“, auf der Suche nach den letzten

Krümelchen Silber. Es gibt dort keine Sicherheitsvorschriften, keine Statiker, es gibt nur das Koka. Wenn sie nicht vorher schon gestorben sind, in einem eingestürzten Stollen, unter einem Gasleck, dann sterben die Männer mit 40 an Staublunge. Im Sitzen – denn im Liegen können sie nicht mehr atmen.

Ich begleite die Männer eine Woche lang in den Stollen, teile mit ihnen die Zigaretten, das Koka, den Schweiß. Ich be-gebe mich für ein paar abenteuerliche Reportertage in jene Lebensgefahr, der die mineros vom Cerro Rico Jahre und Jahrzehnte lang ausgesetzt sind. Dar-aus wird eine Reportage, im *Playboy*, mit Fotos.

Als meine Schwester den Text liest, ruft sie mich an und fragt: „Warst Du da ei-gentlich im Stollen? Heute weiß man das ja nicht mehr, ob das stimmt, wenn so was in der Zeitung steht.“ Ich finde: Wenn uns die eigenen Schwestern, Brü-der, Mütter, Väter, Freunde nicht mehr glauben, was wir schreiben – dann ha-ben wir Journalisten ein Problem. Ein großes Problem. Das größte Problem, das wir überhaupt haben können: ein Glaubwürdigkeitsproblem.

Man sollte einem Automechaniker glau-ben, dass er wirklich etwas von Lamb-dasonden versteht. Man sollte einem Klinikarzt vertrauen, dass er den Blind-darm auch wirklich findet. Das ist die Geschäftsgrundlage für Automechaniker und Ärzte. So sollte man auch einem Journalisten das glauben, was er schreibt. Und wenn das nicht so ist, dann – ich wiederhole mich – dann ha-ben wir Journalisten ein Problem.

Deshalb hier ein paar Gedanken zum Verhältnis des Journalisten zur Wahr-heit. Ein möglicher Anlass – möglich wä-ren auch viele andere: Die Debatte um den Henri-Nannen-Preis für die beste Reportage 2011. (Ganz kurz, für alle

Nichteingeweihten: *Spiegel*-Redakteur bekommt den Preis für ein Porträt von Horst Seehofer, in dem dessen Eisen-bahnkeller geschildert wird. *Spiegel*-Redakteur gesteht, dass er den Eisen-bahnkeller nie gesehen hat, bekommt den Preis wieder aberkannt. Medien-deutschland tobt.)

These 1

Journalistenpreise gehören abgeschafft

Es gibt Zehntausende von Journalisten in diesem Land, die Tag für Tag oder Woche für Woche oder Monat für Monat den Artikel 5 des Grundgesetzes (wir er-innern uns: „Jeder hat das Recht, seine Meinung in Wort, Schrift und Bild frei zu äußern und zu verbreiten und sich aus allgemein zugänglichen Quellen unge-hindert zu unterrichten“ etc.) mit Leben füllen. Gegen den Widerstand von le-thargischen Ressortleitern, gegen rück-gratlose Chefredakteure, gegen Ge-schäftsführer, Verlagsleiter etc., die ver-grätzte Anzeigenkunden fürchten. Und 99 Prozent dieser wackeren Aufschrei-ber und Aufnehmer werden nie in ihrem Leben einen der paar Handvoll Journa-listenpreise bekommen, weil sie durchs Raster irgendwelcher Jurys fallen. Und die paar Handvoll Journalistenpreise werden von ein paar Handvoll Kollegen an eine Handvoll Kollegen aus einer Handvoll Medien vergeben. Claudius Seidl, Feuilletonchef der *FAS*, hat also

Von Christian Thiele,

Freier Journalist,
München

Zehntausende von Journalisten verteidigen jeden Tag, auch ge-gegen Widerstände, die Pressefreiheit. Nur eine Handvoll dieser wacke-ren Aufschreiber wer-den jemals einen Jour-nalistenpreis erhalten



sehr recht, wenn er sagt: „Journalistische Spitzenleistungen werden dadurch ausgezeichnet, dass Leute über sie reden, darauf reagieren. Darum geht es.“

These 2

Die Kischpreis-Jury gehört abgeschafft

Einen Preis zu vergeben und ihn dann nach wenigen Stunden wieder abzuerkennen, ist Schwachsinn. Das hat der Kollege vom *Spiegel* nicht verdient, das hätte keiner verdient. Die Mitglieder der Kischpreis-Jury (die jetzt eigentlich Nannenpreis-Jury heißt) sollten zurücktreten oder zurückgetreten werden.

These 3

Die verlogene Text-Exegese gehört abgeschafft

FAZ-Herausgeber – und Jury-Mitglied – Frank Schirrmacher hat nach ausführlicher Exegese des preisgekrönten und dann wieder preislosen Textes festgestellt, „dass der sprachbewusste Autor gerade am Anfang mit Bedacht jedes Authentizitätskolorit vermeidet. Pfister zeigt keinen Seehofer, der Zuggeräusche nachahmt oder mit rotem Kopf und Schaffnermütze die Märklin-Züge lenkt. Er beschreibt die Anlage, die ihm jetzt

Zum Verhängnis

wurde dem jungen Spiegel-Redakteur eine Modelleisenbahn, die er nie gesehen hatte



zum Verhängnis werden soll, eindeutig als Bild, nicht als Ereignis, als Modell für ein Modell.“

Nichts gegen die Literaturwissenschaftler, aber: Wenn der literaturwissenschaftliche Instrumentenkasten ausgepackt werden muss, um mit amtlicher Gültigkeit festzulegen, was der Leser warum wie hätte verstehen müssen und was er warum wie auf gar keinen Fall hätte verstehen dürfen, lügt sich ein ganzer Berufsstand in die Tasche. Aufgabe des Journalisten und der Journalistin ist es, den Leserinnen und Lesern,

Die umstrittene Passage*

Ein paarmal im Jahr steigt Horst Seehofer in den Keller seines Ferienhauses in Schamhaupten, Weihnachten und Ostern, auch jetzt im Sommer, wenn er ein paar Tage frei hat. Dort unten steht seine Eisenbahn, es ist eine Märklin H0 im Maßstab 1:87, er baut seit Jahren daran. Die Eisenbahn ist ein Modell von Seehofers Leben.

Es gibt den Nachbau des Bahnhofs von Bonn, der Stadt, in der Seehofers Karriere begann. Nach dem Jahr 2004, als er wegen des Streits um die Gesundheitspolitik sein wichtigstes Amt verlor, baute er einen „Schattenbahnhof“, so nennt er ihn, ein Gleis, das hinab ins Dunkel führt.

Seit neuestem hat auch Angela Merkel einen Platz in Seehofers Keller. Er hat lange überlegt, wohin er die Kanzlerin stellen soll. Vor ein paar Monaten dann schnitt er ihr Porträt-

Zuhörern und Zuhörerinnen, Zuschauerinnen und Zuschauern (unter anderem) so klar und so unmissverständlich das zu sagen, was man ihnen sagen will. Es ihnen so leicht zu machen, wie nur irgend möglich.

These 4

Der Speisekartenjournalismus gehört abgeschafft

Ohne dass ich es belegen könnte – denn ich habe auch keine literaturwissenschaftliche Promotion nachzuweisen – würde ich sagen: Der *Spiegel* ist schuld



Verbreitete Unsitte:

Um dem Leser zu suggerieren „ich war dabei“, beschreiben Journalisten oft die Abfolge der Speisen, die bei einem Ereignis, bei dem sie nicht dabei sein durften, aufgetischt wurden

foto aus und kopierte es klein, dann klebte er es auf eine Plastikfigur und setzte sie in eine Diesellok. Seither dreht auch die Kanzlerin auf Seehofers Eisenbahn ihre Runden.

Seehofer hat sich in Schamhaupten eine Welt nach seinem Willen geformt, er steht dort am Stellpult, und die Figuren in den Zügen setzen sich in Bewegung, wenn er den Befehl dazu erteilt. Es ist ein Ort, wo sich Seehofers Spieltrieb mit seiner Lust am Herrschen paart. Beides ergibt bei ihm keine glückliche Verbindung.

Seit fast zwei Jahren bestimmt Seehofer als CSU-Chef und bayerischer Ministerpräsident die Geschicke der Republik mit, aber es ist schwer zu sagen, wohin er das Land führen will. Er versprach niedrigere Steuern, jetzt redet er vom Sparen. Er lobte Merckels Gesundheitsfonds, jetzt will er ihn am liebsten abschaffen. Manche sagen, er wisse mit seiner Macht nichts anzufangen.

* Auszug aus „Am Stellpult“, von René Pfister, *Der Spiegel*, 16.08.2010

am Erfolg des Speisekartenjournalismus. Berichten Journalisten heute von einer Kabinettsitzung, einem Board-Meeting oder sonstigen Ereignissen, bei denen sie naturgemäß nicht dabei gewesen sein können, dann wird gerne berichtet, was es dort zur Vorspeise, zum Hauptgang und zum Dessert gab. Dann hat die Sache mehr Farbe, mehr Atmo. Gewiefte Pressesprecher wissen das und versorgen recherchierende Journalisten mit den Speisekarten, denn dann fragen sie ja vielleicht inhaltlich nicht mehr so dolle nach. Aber Journalisten machen sich mit dieser simulierenden und simulierten Nähe unglaublich. Und wie leicht und knapp und elegant es geht, halbwegs atmosphärisch über nicht selbst Erlebtes zu schreiben und glaubwürdig zu bleiben, hat vor kurzem der *Spiegel* höchstselbst in seiner Titelgeschichte über die Tötung Osama Bin Ladens bewiesen: „Das Meer muss halbwegs friedlich gewesen sein am vergangenen Montagmorgen: Als es so weit war, gegen 11 Uhr Ortszeit, wehte laut Wetterprotokoll eine fri-



Plötzlich duftet es
in einer Reportage nach Gewürzen und es erklingt Musik... Eine Reportage mit Dingen aufzuhübschen, die man nicht gesehen und gehört hat, ist unredlich, denn dann ist es keine Reportage mehr

sche Brise aus Südwest über das Arabische Meer.“ („Ende eines Massenmörders“, *Der Spiegel* 19/2011)

These 5 **Ost-Pomo gehört eingeführt**

Eigentlich sollten alle Reporter Ost-Pomo lernen. Im Ost-Pomo, einer Sprache, die nur noch ein paar Dutzend alte Menschen im Norden Kaliforniens sprechen, kann man mit vier unterschiedlichen Suffixen auf vier ganz unterschiedliche Weisen sagen: „Es brannte“. Wie der kalifornische Linguist Nicholas Evans herausgefunden hat, gibt es eine Verbform, die besagt: „Ich habe es gespürt, auf

meiner eigenen Haut, wie es brannte.“ Eine weitere, die angibt: „Ich habe direkt gesehen, wie es brannte.“ Ein drittes Suffix zeigt an: „Es muss gebrannt haben.“ Und eine vierte Verbform sagt aus: „Die Leute erzählen sich, dass es brannte.“ Auch in der Aymara-Sprache in Bolivien werden Kinder von klein auf darauf geschult, beim Sprechakt genau anzugeben, auf welche Erfahrungsquellen sich ihre Äußerungen stützen.

Uns Journalisten würde es gut anstehen, an den Journalistenschulen nicht nur den Unterschied zwischen Reportage und Feature zu lernen, die Feinheiten des Persönlichkeitsrechtes, sondern auch Ost-Pomo. Unsere Texte würden präziser. Und damit glaubwürdiger.

These 6 **Die Lüge gehört abgeschafft**

Giovanni di Lorenzo, der Chefredakteur der *Zeit*, war sehr ehrlich: Als ihn der *Stern* zur Nannen-Preis-Debatte befragte, erzählte er von einer Jugendsünde, einem Telefoninterview mit Sergio Corbucci, einem Regisseur von Italowestern. Das Magazin *Interview*, dem Lorenzo den Text angeboten hatte, war interessiert, wollte aber mehr Atmosphäre, für den Vorspann. Also schrieb Lorenzo Atmosphäre in den Text hinein. Es

Meinungen

Reportagen leben immer auch von der szenischen Rekonstruktion von Vorgängen, die der Autor nicht selbst erlebt hat.

Ariel Hauptmeier,
Geo, Gründer des Reporter-Forums

Die Reportage, die beste Reportage des Jahres 2010, ist eine Vortäuschung falscher Tatsachen. Sie ist nicht echt. Weil der Autor nicht das

aufgeschrieben hat, was er gesehen hat. Eben weil er nichts gesehen hat.

Stephanie Nannen,
Enkelin von Henri Nannen

Die Glaubwürdigkeit einer Reportage erfordert aber, dass erkennbar ist, ob Schilderungen durch die eigene Beobachtung des Verfassers zustande gekommen sind,

oder sich auf eine andere Quelle stützen, die dann benannt werden muss.

(Mehrheitsvotum der) Jury des
Henri-Nannen-Preises

Bewusst den Eindruck zu erzeugen, erlebt zu haben, was man nicht erlebt hat, ist unredlich. Gänzlich unzulässig wird es, wenn Reporter der Versuchung erliegen, ein ihnen

klapperten, erzählt Lorenzo, dann die Kochtöpfe, es duftete plötzlich nach Knoblauch und Rosmarin – in einem Interview, das er per Telefon geführt hatte. Aber jetzt war die Geschichte aus Sicht der Redaktion rund und wurde so gedruckt.

Tja, was soll man da sagen? Nett, dass Lorenzo so ehrlich ist und von der Geschichte erzählt, nicht ohne zu verschweigen, dass so etwas natürlich nicht geht. Aber eben doch ein wenig mit dem schmunzelnden Unterton: „Wir haben ja alle schließlich einmal...“ Nein, haben wir nicht! Dürfen wir nicht. Wollen und sollen wir nicht. Schließlich sind wir im Wahrheitsbusiness.

These 7

Die Realität gehört blankgeputzt

Alles, schreibt der kanadische Philosoph Ian Hacking, ist heute ein soziales Konstrukt, von A wie Anorexie über N wie Natur und R wie Realität bis hin zu Z wie Zulunationalismus. Und, lässt sich hinzufügen, eben auch F wie Fakten und meinetwegen auch W wie Wahrheit. Person A sieht die Welt mit einer anderen Brille als Person B, und wenn beide Person C davon erzählen, sind sich beide weder einig, noch versteht Person C

den einen oder den anderen nur annäherungsweise auf die von A oder B gewünschte Art. Recherchieren heißt ja immer auch Nichtrecherchieren (der Dinge, die man nämlich auch hätte recherchieren können), Schreiben heißt vor allem Nichtschreiben (der Dinge, die man auch hätte schreiben können). Wir wählen aus, schneiden weg und um, machen Dinge kleiner und andere Dinge größer, als sie – aus Sicht eines anderen – in Wirklichkeit sind. Das ist das Wesen des Journalismus.

Aber bloß weil wir im „postfaktualen Zeitalter“ leben, bloß weil wir wissen, dass es journalistische Objektivität nie geben kann, müssen wir doch nicht alle Ansprüche an Ernsthaftigkeit, Ehrlichkeit und Glaubwürdigkeit aufgeben. Den entlehnten Geistesblitz eines Kollegen auch als solchen zu zitieren; zu unterscheiden zwischen Selbsterlebtem und Kolportiertem – und zwar so, dass es im Zweifel auch der naivste, dümmste und flüchtigste Leser erkennt – das würde vielleicht manchen Text an mancher Stelle ein bisschen weniger schneidig machen. Aber dafür eben auch redlicher, glaubwürdiger.

Und dann würde mir meine Schwester vielleicht auch mal wieder eine Reportage glauben. □

INTERNETTIPP

Eine ausführliche Dokumentation der Debatte um den Henri-Nannen-Preis findet sich auf http://www.reporterforum.de/fileadmin/pdf/Diverse_andere_Texte/Reader_Pfister-Diskussion.pdf

erzähltes Geschehen noch mit Details aufzuhübschen, die plausibel wirken, aber erfunden sind. Der Leser erfährt dann von Geräuschen und Gerüchen, welche Nüsse in den Knabberschalen lagen und wer als Erster sein Sakko ablegte und die Ärmel hochkrempele.

Andreas Wolfers,
Leiter der Henri-Nannen-Schule

Jede Reportage besteht nicht nur aus Erlebtem, sondern auch aus Erfragtem und Gelesenem.

Stellungnahme
der Spiegel-Chefredaktion

Der Reporter hat nun einmal vieles zu erklären und zunächst zu ermitteln, was nicht in Auge, Ohr und Nase springt; Begleitumstände, Vorgeschich-

te, Biographisches, und er kann nicht sämtliche Mündler und schriftliche Quellen anschleppen, aus denen er das alles hat.

Georg Brunold,
Herausgeber von „Nichts als die Welt – Reportagen und Augenzeugenberichte aus 2500 Jahren.“ Berlin 2009.